
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 60. Bromberg, den 13. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

2.

Die Clari-Marie war zum zweitenmal aus der Scharfegghütte zurück. Sie hatte nach der Wöchnerin gesehen, der sie in der Nacht beigestanden. Nun ging es an den Abend. Das Rothorn brannte im Feuer, das ihm den Namen gegeben, und der Widerschein der Spätglut, die es umlohte, zündete durch die staubigen Fenster der Werkstatt, in der kurze Zeit der Truttmann, der Schreiner, Meister gewesen war. Der Tönt stand an der Hobelbank und arbeitete an einem eingespannten Holzstück, daß ihm der dünne, graue Bocksbart zitterte und eine feuchte Röte sein Gesicht färbte. Die Clari-Marie nahm gehobelte Bretter aus einer Ecke und maß. Dann griff sie nach der Säge und ging an die Arbeit; schwer hielt die feste, feiste Hand das Brett niedergedrückt, und in schwerem, langsamem Hin und Her wiegte der Körper, als sie die Bretter schnitt.

„Ich habe es gleich gewußt", sprach sie zwischenhinein und nach dem Tönt hinüber, „so spät wie die Wipflin hat eine nicht gut Kinder haben."

„Bringst sie durch, Frau?" fragte der Tönt.

„Sie wohl!" gab sie kurz zurück.

Dann arbeiteten sie eine Weile schweigend. Ein paarmal klang das Geräusch von Schritten durch die halboffene Werkstattür herein, wenn jemand über den Rothornweg hinauf oder hinunter stieg. Die beiden Arbeitenden achteten nicht darauf, der Lärm ihrer Werkzeuge übertönte ihnen auch das Nahen eines Knaben, der eine ganze Weile in der Tür stand, bis die Clari-Marie zufällig auf- und nach ihm hinsah.

„Bist schon lang da?" fragte sie.

Der Bub sah sie scheu an, dann sagte er eine scharf eingelernte Rede her, der er gern ledig wurde: „Der Vater ist krank; so arg Stechen hat er in der Brust! Ob Ihr ihm nichts wüßtet?"

„So — Stechen?" sagte die Clari-Marie. Sie stand aufrecht, die Säge im halbdurchsägten Brett. „Ist er schon lang so?" fragte sie dann.

„Seit gestern", antwortete der Bub.

„So soll er ins Bett liegen, daß er warm hat; und geben will ich dir etwas." Damit ließ sie die Arbeit und ging mit dem Buben nach dem Hause hinüber. Sie kam bald zurück, nahm die Säge wieder auf und schaffte weiter. Nach einer Weile rief sie den Tönt: „Komm, hilf!"

Er trat hinzu, und sie stellten Brettlein und Brettlein zusammen. Als sie mit Nageln fertig waren, stand ein weißer Kindersarg auf dem Werktisch. Die Clari-Marie sah nach einem der Fenster nachdenklich und lang, als sähe sie etwas, was den Blick fesselte. Einmal war es, als liege in ihren grauen, durchdringenden Augen ein Ausdruck von Angst; aber es ging blitzschnell vorüber. Noch aus ihrem Nachsinnen heraus und halb für sich sagte sie: „Auf die Welt gebracht habe ich das Kind, getauft habe ich's, weil es für den Pfarrer zu spät gewesen ist, und in die Kiste lege ich's. Es ist fast zu viel für einen Menschen, an einem andern zu tun."

Just da stand der Scharfegghüttler in der Tür, der Wipfli. Er war noch in dem verschlissenen Gewand, in dem er vor einer Stunde vom Strahlen heimgekommen sein mochte, um sein Weib im Bett, sein Neugeborenes tot zu finden.

„Das ist für meines, denke ich", sagte er und deutete nach dem Sarg hinüber; in seinem holzbraunen, harten Gesicht mit dem zerfetzten Braunbart zuckte es. Die Clari-Marie nickte. Dann trat sie zu ihm.

„Du kommst wegen dem Tee für die Frau?" fragte sie.

„Ja", gab er langsam und schwerfällig Bescheid. Dann schritten sie zusammen hinaus, der Wipfli mit schwerem Gang, bei dem der harte Bergschuh mit dem Absatz auf den Boden schlug und die Fußballe nachklatschte, so daß ein Geräusch wie Mühlenradklappern entstand. Die Clari-Marie verschwand im Haus, der Strahler wartete vor der Tür. Als sie zurückkam, reichte sie ihm ein Päckchen.

„Gib ihr fleißig davon, wenn sie durstig ist in der Nacht! Morgen komme ich wieder," sagte sie.

„Ja, danke!"

Er drehte sich halb ab. Es plagte ihn etwas, das nicht auf die Zunge wollte. „Eine Gute bist, Clari-Marie" brachte er dann heraus, „die Frau kann nicht rühmen genug."

„Ja — ja — es ist schon recht," sagte sie beschwichtigend. Sie tat einen Schritt nach der Werkstatt, der andre einen zum Wege aufwärts.

„Daß ich gerade habe fort sein müssen! Ich habe gedacht, daß noch Zeit sei," sprach er von dort.

„Du hättest doch nicht helfen können," gab sie zurück.

Da rückte auch er wieder den Hut, als ob sie eine Fremde wäre. Im Gehen aber wandte er sich noch einmal. „Der Herr, der mit dem Jacki auf dem Rothorn gewesen ist, kommt auch noch zu dir," sagte er.

„Der?" fragte sie.

„Ja, er hat sich weh getan, scheint's, und will etwas haben von dir."

Der Wipfli ging. Die Clari-Marie sprach ein paar Worte durch die Werkstatt hinein und trat nachher ins Wohnhaus zurück. Nicht lange darauf kamen Jakob Jacki, der Führer, und der Städter den Rothornweg herabgestiegen. Kirchhofer stützte sich schwer auf die Schulter seines Begleiters und hinkte, sein Gesicht war bleich vor Schmerz, der dunkelbraune Bart schien fast schwarz dagegen.

„Jetzt sind wir da," sagte Jacki, als sie oberhalb des Zieglerhauses einen Augenblick innehielten, damit der Verunglückte verschnaufe.

„Es läge mir fast mehr an, gleich bis zum Gasthaus weiterzuhumpeln," sagte Kirchhofer; aber als sie an der Haustür der Clari-Marie standen, traten sie doch hinein. Der Flur war leer und still, so gingen sie bis an die Stube vor und pochten. Ein „Ja" antwortete. Sie traten ein und fanden die Cilli am Nähtisch sitzen. Am Ofen hockten die beiden Alten; sie fuhren aus einem schläfrigen Dahin-

dämmern auf, als sie fremde Stimmen hörten. Der Ziegler war halb blind; seine Stimme klang voll zitternder Neugier in die ersten Worte, die die Männer mit der Cille wechselten: „Ja — ja — wer ist jetzt das — wer ist —?"

Jacki, der Führer, zog einen Stuhl vom Tisch und rückte ihn Kirchhofer hin.

„Wo ist die Clari-Marie?" fragte er.

„Das ist der Jacki, lug, der Jacki," murmelte der Alte am Ofen. Sein Weib ächzte: „Jereja — der Jacki! Wie geht es dir, Jacki?"

Den Männern gingen die Worte verloren; die Cille war nach der Tür gegangen, die Schwester zu rufen; aber diese trat just herein, als sie nach der Klinke faßte.

„Tag," sagte sie, kurz wie am Morgen.

Kirchhofer entgegnete ein paar höfliche Worte.

„Er hat sich den Fuß verstaucht, eben der Herr," sprach Jacki dazwischen. „Er muß im Dorf bleiben die Nacht. Du — du — wirst ihm schon etwas wissen."

„Habt Ihr Bleiwasser im Haus oder dergleichen?" fragte Kirchhofer. Er legte den Fuß auf einen Stuhl und löste Schuh und Strumpf; vor Schmerz verbiß er die Zähne. „Ich bin ein Apotheker," lachte er dann mit grimmigem Scherz, „und gehe um Salben betteln."

Die Clari-Marie trat heran und betrachtete den stark geschwollenen Fuß. Sie hielt die Arme kreuzweise übereinander geschlagen. „Verstaucht ist manchmal schlimmer als gebrochen," sagte sie. Dann ging sie und kam nach kurzer Weile mit Verbandzeug und einer Flüssigkeit wieder.

„Wer ist jetzt das, der redet?" fragte eben der neugierige Alte und meinte den Städter.

Die Clari-Marie hatte den Schein eines Lächelns um ihren Mund: „Ein Fremder ist der," sprach sie nach dem Vater hin. Dann begann sie ein Tuch mit der Flüssigkeit zu netzen, schlang es um den Fuß, ein andres darüber. Sie griff fest zu, wie mit Männerfäusten.

„Herrgott," stöhnte Kirchhofer einmal.

Als sie fertig war, wandte sie sich zu Jacki: „Hol die Tragbahre vom Lirer-Jost; es soll einer tragen helfen; gehen kann er nicht zum „Löwen"."

Jacki stand vom Stuhl auf, auf dem er Platz genommen hatte, und ging hinaus. Noch aber hielt er die Klinke der Stubentür, als die Haustür mit einem Stoß aufflog und etwas hereintaumelte. Zuerst war es, als fliege nur ein Korb, von einem Fußtritt getroffen, herein, schwere Moosstreustücke rollten über den Boden.

„He-he!" sagte die Clari-Marie, aber die Cille war mit ein paar großen Schritten neben dem Korb, unter dem ein schwarzer Kopf sichtbar wurde. Ein Achzen wurde laut; die Cille faßte zu; es war, als zitterten ihr die hageren Hände, und sie war kreideweiß. Als auch die Clari-Marie mit angriff, richteten sie den Jaun, den Buben, auf, der unter der Korblast zusammengebrochen war.

„Bah," sagte die Cille, „er ist halt nichts für solche Arbeit, der Bub." Die Lippen zuckten ihr. Ihre Worte klangen mehr scheu als zornig. Mit einem roten Sacktuch fuhr sie dem Knaben über die schweißnasse Stirn, an der eine blaue Beule sich zu zeigen begann, dort, wo er mit dem Kopf auf den Boden geschlagen. Die Clari-Marie raffte die Moosstücke in den Korb, umspannte die schwere Last mit beiden Armen und trug sie ohne Mühe nach dem Estrich, wo das Moos zum Trocknen aufgeschichtet wurde. Als sie zurückkam, saß der Jaun am Tisch, noch immer weiß im Gesicht, die dunklen Augen, die einen sonderbar leeren Blick hatten, schauten ziellos da- und dorthin. Kirchhofer richtete dann und wann ein Wort an ihn; dann gab er einsilbige Antworten und hatte einen Ausdruck von Unbehagen im Gesicht; er scheute den Fremden.

„Geht's besser?" fragte ihn die Clari-Marie. Dann trat sie zum Schrank, goß etwas in ein Glas, ging hinaus und brachte das Glas mit Wasser gefüllt zurück. „Da, trink," sagte sie.

„Dank," sagte Jaun.

Die Clari-Marie wandte sich dem Ofen zu, wo die Zieglerin dem Alten neben ihr an die Schulter gesunken war und schlief. Sie ging hin, hob sie auf und trug sie nach der Nebenstube. Der Städter sah ihr nach, sah sie nachher zurückkommen und ein- und ausgehend hantieren und erstaunte über die Kraft und Sicherheit, die klare Bewußtheit, mit der sie alles tat, wie sie mit festem Griff zufaßte und überallhin mit raschen, harten Tritten trat. Alles im Hause schien sich ihr schweigend unterzuordnen; selbst der geschwätzige, halbblinde Alte wurde still wie ein gehorsames Kind, sobald sie in seine Nähe kam. Indessen trank Jaun sein Glas leer; dabei lief ein Schauer durch seine hagere, eckige Gestalt, plötzlich warf er die Arme auf den Tisch und grub den Kopf hinein; er flennte. Die Cille hatte wieder das seltsame Zittern um den Mund; sie gab sich Mühe, an ihrer Näharbeit weiterzuwerken, als ob nichts sie bedrängte.

„Was hast?" fragte Kirchhofer den Buben.

Der gab lange keinen Bescheid. Erst auf ein abermaliges: „Rede, was hast?" stieß er hervor: „Gottlos schwer ist es gewesen."

„Er ist nichts für schwere Arbeit," wiederholte die Cille, „er ist nur ein Schwacher."

„So paßt er nicht in das Wildland herauf," meinte Kirchhofer.

Die Cille horchte auf, sie schien etwas auf der Zunge zu haben, aber die Clari-Marie trat hinzu, da war es, als duckte sie sich und schwieg. Erst als jene die Stube abermals verließ, sagte die Cille: „Zum Lernen, so als Schreiber oder so, wäre er ein Guter. Der Lehrer hat ihn immer gerühmt, auch der Pfarrherr."

Kirchhofer hatte nur halb hingehorcht. „Schickt ihn in eine Stadt," sagte er leichthin, „da kommt er eher weiter."

Die Cille sah ihn groß an. Sie konnte nicht sprechen, denn durch Haustür und Flur kamen Jacki und zwei Männer mit einer Bahre gegangen; aber ihre schwarzen Augen behielten einen sinnenden Ausdruck. Einmal, als Kirchhofer schon auf der Bahre lag, trat sie mit einer jähen Bewegung auf ihn zu, als ob sie etwas fragen wollte. Aber die Clari-Marie stand neben ihr; wie erschreckt sah sie diese von der Seite an und trat zurück.

„Nehmt das mit und macht Überschläge die Nacht," sagte die Clari-Marie zu Kirchhofer und reichte ihm das Fläschchen, das sie bei seiner Ankunft benutzt hatte.

Er dankte. Nun hoben ihn die Männer auf.

„Geht er jetzt, der aus der Stadt?" fragte der Ziegler vom Ofen herüber und streckte den Hals. Jaun hob den Kopf und sah aus den noch feuchten erstaunten Augen den Männern nach, die mit der Bahre Stube und Haus verließen, während die Clari-Marie die Tür für sie offen hielt.

Eine Viertelstunde später saß Kirchhofer in der Wirtsstube des Gasthauses, hatte den kranken Fuß auf einem Stuhle liegen und aß ein Abendbrot. Jost Trachsel, der Löwenwirt, stand bei ihm und plauderte:

„Ja — ja — das ist schon eine, die Clari-Marie! Wenn wir die nicht hätten im Isengrund! Sie ist keine von den Lauten, aber was sie im stillen tut, das zählt mehr, als wenn sie es laut täte. Sie weiß mehr als der beste Doktor. Wenn einer einem Kranken helfen kann, kann sie. Unsere Weiber reden von ihr wie von einem Engel. Mut zu machen weiß sie ihnen in ihrer schweren Stunde — so so sonderbar Mut; das liegt so in ihrer Art, weil sie selber vor nichts Angst hat. Die Kinder auf der Straße küssen ihr die Hand wie dem Pfarrer; aber sie hat es nicht gern; sie will nicht, daß man sie herausstreicht! Aber — ja — die Kinder — es sind manche im Dorf, die sind elend gewesen, ohne Leben in sich, fast schon tot bevor sie auf die Welt kamen, und sie hat sie doch durchgebracht. Und dann die Armen! Das letzte Hemd gäbe sie vom Leibe, wenn die Not es will. Es ist, als ob sie kein Elend sehen könnte. Sie arbeitet sich krumm, Tag und Nacht, aber im Hause hat sie nicht mehr, als sie alle Tage braucht, alles andere gibt sie her. Aber recht muß einer sein, wenn sie sich seiner annehmen soll. Sie ist eine Fromme, ist sie, die Clari-Marie; wenn einer nicht sauber ist ums Lendenstück und er will etwas von ihr, kann es leicht sein, daß sie ihn stehen läßt: „Wenn dir der Herrgott nicht mehr helfen will, kann ich's auch nicht!"

Kirchhofer beugte sich über seinen Fuß und legte einen neuen Umschlag darauf. „Das versteht sie einmal, die Truttmannin," sagte er, den Fuß betrachtend, „die Geschwulst läßt schon nach."

Er schloß den Verband mit einer Nadel. Der Wirt ließ sich bei ihm am Tisch nieder.

„Einen schwachen Buben hat sie da, die Truttmannin," begann Kirchhofer die Unterhaltung von neuem.

„Ja," sagte der Wirt. Dann strich er sich über das spärliche Haar, senkte den roten großen Kopf und lachte leise in den Tisch hinein. „Er gehört nicht ihr, der Bub," tuschelte er wie einer, der ein Geheimnis erzählt. Kirchhofer schaute auf. Trachsel kniff das linke Auge ein, sein feistes Gesicht zeigte einen Ausdruck halb des Hohns, halb der Wichtigkeit. „Der gehört der andern, der Cille," sagte er.

„So — o —" sagte Kirchhofer; vieles kam ihm ins Gedächtnis zurück, was ihm an dem alten Mädchen aufgefallen war.

„Es ist lang her," fuhr der Wirt fort, „man redet jetzt nicht mehr davon im Dorf, der Clari-Marie halber schon nicht."

3.

Am andern Tag war Feiertag. An den Bergen hingen leichte Nebel, der Himmel war grau, aber die Sonne stand hinter seinen dünnen Schleiern, und das Grau hatte einen feierlichen Silberglanz; hie und da blitzte es zwischen den Wolken von Licht, wie Bühnenflitter durch Vorhangrisse schimmert. Im Westen des Tals war eine seltsame Erscheinung, dort senkte sich der Himmel in rauchfarbenem Dunkel hinter die neuschneebedeckten Wildstöcke hinab: wie aus Alabaster geschlagener Zierat standen ihre Ränder vom Düster des Himmels ab. Auf ihre gewaltige Brust aber, den Wildi-Firn, floß ein unsichtbarer Sonnenstrahl, und es war, als komme das Licht aus den Spalten des Gletschers selbst, als höbe das tote Eismeer sich atmend und leuchtend; ein Schein, fahl und schaurig und schön zugleich, lag über der weißen Warte des Tales.

Friedrich Kirchhofer, der Städter, stand unter der Tür des Gasthauses zum Löwen. Das letztere war an die Straße, halbwegs zwischen den Rothornweg und die am Talrande ragende Kirche gestellt; von dem massigen Bau, dem neuen Gotteshaus, leitete es mit seinen weißgetünchten Mauern wohl zu den Holzhütten vom Isengrund über.

Kirchhofer stützte sich auf einen Stock.

„Ihr hättet Euch doch wohl besser tragen lassen", sagte Trachsel, der Wirt, der neben ihm stand.

Jener lachte ihn an. „Nein", sagte er, „aus dem Dorf will ich doch nicht getragen sein wie ein Halbtoter. Ebenaus geht das Gehen ganz gut. Eure Clari-Marie hat ein verdammt gutes Mittel." Damit legte er seine Hand in die Pratze des Wirts.

Der sagte ein „Ade, Herr, bald wieder, Herr", streckte den Bauch, über den ihm die offene Weste hinabhing, und trat ins Haus zurück.

Langsam schritt Kirchhofer talaus; das Gehen machte ihm Mühe, aber er suchte zu bemänteln, daß der kranke Fuß nicht sicher trat; es war ihm immer, als lachte das Bergvolk hinter ihm: Bleib daheim mit deinen weichen Knochen! Als er wenige Schritte vom Gasthaus entfernt war, hob auf dem schweren Kirchturm ein Läuten an. Männer und Weiber im Feiertagsstaat begannen ihn zu überholen, schwere und schwerfällige Gestalten, die, den Oberleib schon wie in einer Art Andacht vornüberhangend, der Kirche zutrotteten. „Tag", grüßten sie, wenn an sie ihm vorübergingen. Nach einer Weile hatte er das Gefühl, als käme jemand hinter ihm her, immer gleich Schritt haltend, um ihn nicht zu überholen. Erst ging er seines Weges, dann wurde ihm der Nachfolger unbequem. Er sah sich um und erkannte die Cille, die, den durch ein schwarzes Spitzentuch geschützten Kopf gesenkt, auf die andre Seite der Straße ging und tat, als achtete sie seiner nicht. Er hob an, so gut er konnte rascher zu gehen. Er war jetzt der Kirche gar nah; die Glockentöne waren so laut, daß das Tal von ihnen erfüllt war; der Erzklang strömte den Weg auswärts, es war, als trüge er ihn, Kirchhofer, mit sich. Das Herz schwoll ihm in der Brust; er schritt leichter, freier, fast schmerzlos. Drüben am Wegrand, wo die Straße sich jäh zum See hinab senkte, standen zwei Männer mit der Bahre, seiner harrend. Da hörte er einen Ruf hinter sich, leise, hastig, die Stimme zitterte in qualvoller Scheu und war spröd und rauh. Ehe er sich umwenden konnte, trat die Cille von hinten an seine Seite. Es war ihm, als glitte ein Schatten neben ihn. Eckig, hoch und doch gebeugt, mahnte sie ihn an einen dürren Baum, dessen Krone eine Last niederzog.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Derwischfest in Kairo.

Von Walther Freiherrn von Falkenhausen.

Beinahe alle einfachen Araber gehören irgend einem Derwischorden an, meist dem der Rifâi oder der Saâdi. Tagsüber gehen sie ihren Berufen nach, nachts kommen sie zu gewissen Zeiten zusammen, um ein „Sikr" zu veranstalten.

Es gelang mir, zu einem solchen eingeladen zu werden. Es war 11 Uhr nachts. Den Garten meines Gastfreundes füllten die harrenden Gläubigen.

Näher und näher kamen die Töne einer schrillen Musik, und unter Fackelbeleuchtung hielten die Derwische, der Scheich an der Spitze, ihren Einzug. Etwa 50 Rifâi bewegten sich im eigentümlich wiegenden Tanzschritt, zwei Schritte vor, einen halben zurück, in ihrer Mitte trugen sie die ganz mit Koransprüchen verzierte „heilige Lampe".

An dem für die Vorführungen bestimmten Raume angelangt, entledigten sich die Männer ihrer Sandalen und beteten. Dann begannen unter Leitung des Scheichs die Übungen:

Zunächst sangen sie hockend Koranverse, ihre Körper nach rechts, der Mitte und links, dann vor- und rückwärts abbiegend. Schneller und schneller ging die Musik, wilder wurden die Bewegungen — ein schriller Pfiff — Ruhe. Die Derwische erhoben sich und standen unbeweglich aufrecht.

Nach kurzer Pause begann die Musik von neuem, und stehend wiederholte man die ganze Übung, bis die Töne so wild wurden, die Körper so schnell flogen, daß man das Pfeifen der Luft hörte und das ganze Gebet nur noch in einem tief aus der Kehle kommenden fanatischen „He! He!" bestand. Wieder brach die Musik schrill und unvermittelt ab, und ohne Zeichen der Ermüdung hockten sich die Männer hin.

Nun trat einer vor, entledigte sich des Oberkleides und empfing aus der Hand des Scheichs ein Schwert. Er faßte es mit beiden Händen und bohrte sich die ziemlich spitze Klinge ruckartig in den Leib unterhalb der Rippen. Jetzt ergriffen zwei andere Derwische die beiden Enden des Schwertes, zwei weitere Kopf und Füße des Genossen und trugen den auf dem Schwerte Liegenden herum. Wieder auf die Füße gestellt, zog er das Schwert heraus und zeigte triumphierend seinen unversehrten Körper.

Hierauf ließen sich mehrere Derwische durch den Scheich mit dünnen, eisernen Pfeilen Hände, Arme und Wangen durchstechen und spazierten auf und ab.

Jedes Marterinstrument bei sämtlichen Übungen wurde aus der Hand des Scheichs entgegengenommen, nachdem er es erst gesegnet und durch Bespucken unschädlich gemacht hatte, wie mein Gastfreund voll Überzeugung erklärte. Das Herausziehen der Pfeile und Schwerter besorgte stets der Scheich selbst, denn „nur er hat die heilige Gewalt, die solche Vorführungen unschädlich macht".

Nunmehr erhielt ein Derwisch aus der Hand des Scheichs zwei Kerzen, etwa zehn Zentimeter dick, mit breitem, brennendem Dochte. Damit lief er erst betend im Kreise herum, dann steckte er sich das Licht in den Mund, vier-, fünf-, sechsmal nacheinander, und schloß jedesmal, ohne sich im geringsten zu verletzen, den Mund völlig.

Inzwischen waren mehrere lange, gekrümmte, weiß glühende Eisenstäbe herbeigeschleppt worden, die seit einigen Stunden auf dem Kohlenfeuer lagen. Die Stangen wurden von mehreren Derwischen gepackt und je drei- bis viermal hintereinander beleckt. Es zischte, eine Dampfwolke stieg auf, es roch nach verbranntem Fleisch, aber die Zungen blieben unverletzt.

Dann nahm einer aus der Hand des Scheichs ein ziemlich großes, reichlich dickes Trinkglas, das er zerbiß und hinunterschluckte. Man hörte das Knirschen des Glases zwischen den Zähnen, sah ihn beißen und würgen, Zunge und Mund wiesen keine Schnittwunden auf.

Sodann trat ein großer, gut gewachsener Derwisch vor. Der Scheich steckte ihm zwei dünne Nadeln zwischen die Augenbrauen, zwei durch die Lippen, die Backen, die Haut des Halses, endlich zwei dickere durch die Brusthaut. An die Spitzen aller Nadeln steckte der Scheich brennende Kerzen. Der Derwisch zeigte weder beim Durchstechen, noch beim Herausziehen das geringste Schmerzgefühl, auch verlief das Ganze völlig unblutig. Wie dies bewirkt wird, dafür haben wir noch keine ganz befriedigende Erklärung gefunden.

Und nun kam der malerische Höhepunkt: Ein auffallend schöner Derwisch nahm mehrere Feuerbrände, voltigierte und tanzte singend mit ihnen herum, wobei er sie so zwischen Hemd und Körper hielt, daß die Flamme oben herausschlug, ohne ihn oder den Stoff zu versengen. Dann streifte er das Hemd ab und tanzte mit den Fackeln immer wilder und wilder, hielt sie auch ganz dicht an den Körper, ohne sich im geringsten zu verletzen. Es war ein wunderschönes Bild, dieser muskulöse braune Körper inmitten eines Flammenmeeres in der buntfarbigen, zauberhaft wirkenden Umgebung

Den Abschluß bildete eine eher unappetitlich wirkende Vorführung: Man brachte eine lebendige, ungiftige Schlange. Ein Derwisch zeigte sie erst herum, dann ein Ruck — er hatte ihr den Kopf abgebissen, es folgte Stück für Stück, die er alle ganz gemütlich kaute und hinunterschluckte!

Nun verstummte die Musik, der Sikkr ging zu Ende. Es war inzwischen ein Uhr nachts geworden. Nach herzlichem Dank verließ ich nachdenklich diese gastliche Stätte.



Bunte Chronik



*** Byrons Gut — englisches Nationaleigentum.** Das berühmte Gut Newstead Abbey, das seinerzeit Lord Byron gehört hat, ist von einem reichen Gutsbesitzer aus Nottingham, Sir Julien Calm, erworben worden. Sir Calm will das historische Grundstück dem englischen Staat verehren. Das Herrenhaus von Newstead ist im Jahre 1170 gebaut. Es war zuerst ein Kloster und galt als eines der schönsten Bauten in Mittelengland. Lord Byron erbte das Gut von seinem Großonkel, der als „böser Lord" eine unheimliche Popularität in der damaligen aristokratischen Gesellschaft Englands besaß. Byron feierte hier wüste Orgien und ließ Freudenmädchen aus Totenschädeln Sekt trinken. Im Jahre 1817 verkaufte Byron das Gut an einen Obersten, Wildmann, für die damals ungeheure Summe von 92 000 Pfund. Das Gut wurde seinerzeit von einem Ahnen Byrons für nur 800 Pfund erworben. Selbstverständlich sind mit dem Schloß von Newstead unzählige Sagen verbunden. Der „böse Lord" hatte einmal einen Nebenbuhler im Duell erstochen, und seitdem spukt das Gespenst des Gefallenen in den düsteren Räumen des mittelalterlichen Gebäudes. Das Schloß soll jedem seiner Bewohner Unglück bringen. Oberst Wildmann, der es von Byron gekauft hatte, verlor bald darauf sein ganzes Vermögen an der Börse und war gezwungen, das Gut an eine Familie Webbs zu verkaufen. Aber auch dieser Familie ging es schlecht. Ihre beiden Söhne starben eines gewaltsamen Todes, während ihre Erben aus finanziellen Schwierigkeiten nicht herauskamen. Ein Besitzer des Gutes kam auf den Gedanken, den historischen Schädel, aus dem Byron getrunken hat, zu verkaufen. In der Nähe des Schlosses liegt ein Teich, in dem, wie die Sage verlautet, die Schätze der Mönche, die seinerzeit im Kloster von Newstead lebten, verborgen sind. Als die Mönche bei der Sequestrierung ihrer Güter aus Newstead ausziehen sollten, warfen sie ihre Kostbarkeiten in den Teich und verfluchten jeden Besitzer des Gutes. Hoffentlich wird der englische Staat als Besitzer von Newstead Abbey mehr Glück haben und dem Fluche der mittelalterlichen Mönche nicht verfallen.

*

*** Von Wildschweinen belagert.** Hand in Hand mit der Wolfsplage geht auf dem Balkan auch eine in diesem Jahr sehr stark fühlbare Wildschweinplage. Die Tiere treten in großen Rudeln auf. Ein gefährliches Abenteuer hatte dieser Tage ein Bauer aus der Umgebung von Strumica (Serbien) mit einem Wildschweinrudel zu bestehen. Als er im Wald mit Holzfällen beschäftigt war, wurde er von einem starken Rudel Wildschweine angefallen. Dem sicheren Tode entging er nur dadurch, daß er auf einen mächtigen Baum kletterte. Immerhin war er nicht schnell genug. Ein Wildschwein faßte den Kletternden beim Fuße und fügte ihm eine schwere Bißverletzung zu. Auf dem Baume wurde der Bauer von den Wildschweinen regelrecht belagert. Die Tiere versuchten auch, den Stamm zu unterwühlen und dies wäre ihnen auch zweifellos gelungen, wenn nicht gerade einige bewaffnete Bauern dahergekommen wären, die mit Schüssen die Wildschweine vertrieben. Verhängnisvoller lief ein Zusammentreffen eines greisen Hirten mit einem Wildschweinrudel ab, das sich am selben Tage ganz in der Nähe des Ortes, an dem sich das erste Ereignis abspielte, zutrug. Der Hirt wurde von den Wildschweinen so arg zugerichtet, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

*

*** Ein 75jähriger Romeo.** Vor einigen Tagen fand man den 75jährigen Alfred Wootton in seiner kleinen Londoner Wohnung tot auf. Der Alte hatte den Gashahn geöffnet. Wootton hinterließ zwei Abschiedsbriefe, von denen einer an seinen einzigen Verwandten, einen Neffen, der andere an die Polizei gerichtet war. Im Brief an den Neffen hieß es: „Da ich meine einzige Geliebte verloren habe, ist unsere jämmerliche Erde kein Aufenthaltsort mehr für mich." Der Brief an die Polizei enthüllt das Geheimnis des greisen Romeo. Vor einigen Monaten lernte Alfred Wootton ein junges Mädchen kennen, in das er sich Hals über Kopf verliebte. Es war, wie er behauptete, das stärkste Liebeserlebnis seines Lebens. Das junge Mädchen ließ sich zu einer Eheschließung verleiten. Mehrere Monate war der alte Mann restlos glücklich, dann starb die junge Frau ganz plötzlich. Wootton konnte ihren Tod nicht überwinden. „Nie hat mich vorher eine Frau", schrieb er an die Polizei, „richtig geliebt. Nicht einmal meine Mutter. Meine heimgegangene Ehefrau war das wunderbarste, treueste und edelste Geschöpf in der Welt. Ich kann ohne sie nicht existieren und beschließe, den Gashahn in Anspruch zu nehmen. Ich bin nicht mehr jung und will nicht meinen Freunden mit meinem Jammer zur Last fallen."

*

*** Sie wollte nur den Nagel einklopfen.** Die Schulstunde hat gerade begonnen, und die kleinen ABC-Schützen von Merseyside bemühen sich eifrig, in die ach! so schwierigen Geheimnisse des Buchstabierens einzudringen. Plötzlich entsteht auf dem Vorplatz ein ungewohnter Lärm. Eine laute Frauenstimme fragt vernehmlich nach der Lehrerin Fräulein Weatherby. Diese öffnet die Tür und erblickt eine energisch aussehende Frau aus dem Volke, mit einem schweren Hammer in der Hand. Erschrocken schlägt die Lehrerin die Tür wieder zu. Inzwischen ist auch die Schulvorsteherin auf der Bildfläche erschienen. In der Meinung, die Hammerbewehrte wolle eine Beschwerde vorbringen, wendet sie sich begütigend an sie: „Aber liebe Frau Stimming kommen Sie doch hier ins Konferenzzimmer, da können wir die Sache in Ruhe besprechen." — „Das ist nicht nötig", lautet die Antwort, „ich weiß schon, wofür ich meinen Hammer hier mitgebracht habe. Es ist wirklich ein Skandal! Meines Johnny Hosenboden geht tatsächlich völlig kaputt!" — „Aber unmöglich, liebe Frau! Fräulein Weatherby kann den Jungen doch nicht so verprügelt haben." — „Wer redet denn von Verprügeln?" entgegnete die erboste Mutter. „Aber den Nagel, der da auf Johnnys Platz aus der Bank guckt, den will ich endlich mal einklopfen."

Lustige Rundschau



*** Kleines Mißverständnis.** „Fräulein Helene", sagt der junge Mann zu Fräulein Helene Strohbinger, der er den Hof macht, „kennen Sie die Ursache des Trojanischen Krieges?" — Die staunenden Augen Fräulein Helenes sagen nein. — „Nun", fährt der junge Mann schwärmerisch fort, „die Ursache war eine Frau, und diese Frau hieß wie Sie!" — „Strohbinger?" fragt Fräulein Helene verwundert.

*** Verpönte Haarnadeln.** Frau Galewski betritt ein Toilettengeschäft: „Ein Päckchen Haarnadeln bitte". — „Das bekommen gnädige Frau in dem großen Gebäude gegenüber". — Frau Galewski geht zu dem großen Gebäude gegenüber. — Merkwürdigerweise steht ein Portier davor. Vorsichtshalber fragt Frau Galewski: „Ach, verzeihen Sie, was ist das für ein Gebäude?" — Höflich erwidert der Betreßte: „Das vorgeschichtliche Museum, gnädige Frau".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg